



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Der Domherr

historischer Roman

Temme, Jodocus Donatus Hubertus

Leipzig, 1867

Zweites Kapitel. Die Gefangenen im Schlosse zu Köpenik.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-54549](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-54549)

Zweites Kapitel.

Die Gefangenen im Schlosse zu Köpenik.

Es war eine schlimme Zeit für Deutschland.

Das deutsche Volk hat viele schlimme und schwere Zeiten durchmachen müssen. Auf Rosen ist es wahrlich auch heute nicht gebettet.

Aber welches Volk wäre das? In der Schweiz und in England leben sie frei, aber ihre Noth haben sie auch da. Freilich schafft dort das Volk selbst sich seine Noth, und anderswo hat es nur die zu tragen, die ihm von Andern gebracht wird.

Deutsche Jünglinge und Männer waren zu vielen Hunderten eingekerkert. Man beschuldigte sie des Hochverraths. Ihre Liebe zum deutschen Vaterlande hieß Demagogie; ihre Begeisterung für Deutschlands Ruhm und Größe wurde mit dem Namen demagogische Umtriebe

bezeichnet. Man hatte ja die „Demagogenfänger“ gegen sie ausgesandt; andere Verräther fanden sich hinzu. In den verschlossenen Kerker und in den heimlichen Gerichtsstuben wurden alle Mittel und Künste des geheimen Inquisitionssystems gegen die Armen in Anwendung gebracht, um sie zu bewegen, daß sie sich selbst schuldig bekennen und ihre Leidensgenossen als Mitschuldige denunciiren sollten.

Der Graf Dietrich Bocholz, der edle Westfale — er gehörte zu den Eingekerkerten — in seinen Kerker begab sich einer der höchsten Staatsbeamten, um selbst zu versuchen, das von ihm zu erreichen, was den gewöhnlichen Inquirenten zu erreichen nicht möglich gewesen war, ein Geständniß. Der hohe Beamte wählte das Mittel des väterlich wohlwollenden Zuredens.

„Sehen Sie mich als Ihren Vater an, Herr Graf.“

„Excellenz, keine Beleidigung!“ war die Antwort des jungen Grafen.

Die Eingekerkerten wurden von einem Gefängnisse zum andern geschleppt, von Mainz, wo die Centraluntersuchungs-Commission war, nach Berlin, von Berlin nach Köpenik, von Köpenik wieder nach Mainz, Gott weiß, wohin sonst noch.

Die Untersuchungen wurden mit der größten Heimlichkeit geführt; Niemand erfuhr etwas von den Verhand-

lungen; die Presse durfte, unter der strengen Zucht der Censur, ihrer nicht einmal erwähnen.

Die Untersuchungen dauerten jahrelang. Jahrelang erfuhr Niemand etwas von dem Schicksale der Gefangenen, nicht die Verwandten, nicht die Freunde.

Jahrelang erfuhr man oft später nichts, wenn die Untersuchung längst beendet war. Sie waren still und heimlich zur Verbüßung ihrer Strafen in die Citadellen und Kasematten der Festungen abgeführt; denn zu Strafen waren sie verurtheilt mit oder ohne Geständniß. Gegen Manche waren gar Todesurtheile gefällt; nur vollzogen ist keins. Die Fürsten bestätigten die Todesurtheile nicht.

Nur die Justiz war ebenso fanatisch wie servil und feig. O, ich kenne noch viele Richter aus jener Zeit. Sie waren damals junge Männer, die Carrière machen wollten. Man sah sie bei den Präsidenten und Ministern antichambriren, um sich ein Commissorium, eine Untersuchung, ein Referat, nur ein Correferat in einer Demagogensache zu erbitten. Sie mußten dann Resultate ihres Diensteyfers liefern. Sie lieferten sie; sie machten ihre Carrière.

In dem Städtchen Köpenik, zwei Meilen von Berlin, zieht sich ein weitläufiges königliches Schloß mit seiner ganzen langen Rückseite an dem Ufer der Spree hin; nur der Schloßgarten trennt es von dem Flusse. Das

alte Schloß dient schon längst nicht mehr zur königlichen Residenz. In den Zeiten der Demagogenverfolgungen war es als Gefängniß eingerichtet. Die Gefängnisse in Berlin waren von allen den „Hochverräthern“ überfüllt, da mußte das Köpenicker Schloß aushelfen. Es mußte aushelfen zugleich für die Zwecke der Untersuchung. Die Gefangenen wurden nach gewissen Kategorien gesondert, theils nach den einzelnen verbrecherischen Attentaten, an denen sie sollten Theil genommen haben — die Attentate bestanden hauptsächlich in Sitzungen und Congressen der Burschenschaften — theils nach der Gefahr von Collusionen mit einander. Colludiren und Collusion heißt in der Sprache der Criminalisten bekanntlich heimliches Besprechen von Mitschuldigen oder auch Zeugen zur Verdunkelung der Wahrheit. Manchmal — und das gehörte und gehört zu den Künsten des Inquirirens — wurden auch Gefangene einander nahe gebracht, gerade damit sie colludiren sollten; sie wurden dann behorcht oder am andern Tage vor den Inquirenten geführt, der durch geschickte Fragen über das, was sie mit einander gesprochen, sie in Lügen oder Widersprüche zu verwickeln suchte. Jede Lüge, jeder Widerspruch bildete dann ein sogenanntes Indicium oder eine Anzeige, auf welche sofort strengere Behandlung im Arrest folgen, später aber das Strafurteil mit gebaut werden konnte.

Es war an einem Abend im Monat Juli, als einer der gefangenen Demagogen des Köpeniker Schlosses allein in seiner Zelle saß.

Draußen regnete es. Ein leichter Wind schlug den Regen gegen das einzige Fenster des Gefängnisses. Das war das einzige Geräusch, das man in der Zelle vernahm, und außer ihm herrschte rund umher eine Stille, als wenn das ganze große Köpeniker Schloß ausgestorben sei und mitten in einer Einöde liege.

Der Gefangene stand an dem Fenster und schaute durch die stark und fest vergitterten Scheiben in den trüben, regnerischen Abend hinein. Es war dunkel in der Zelle; da war es wohl der einzige Zeitvertreib, den er sich machen konnte, die Regentropfen zu zählen, die der Wind gegen das Fenster trieb, den wechselnden Tönen des Windes zu lauschen, durch Regen und Wind zu dem trüben, grauen Himmel hinaufzublicken. Es war ein trauriger Zeitvertreib. Aber gab er nicht dennoch Hoffnung auf Befreiung, Erlösung? Der Gefangene schöpft sie aus Allem.

In die Hoffnung mischt sich, wenn auch nicht die Furcht, doch die Sorge, der trübe Gedanke.

Der Gefangene wurde in seinen Hoffnungen und Sorgen unterbrochen.

Er horchte, als wenn er etwas Anderes als Wind

und Regen vernommen habe. Er horchte nach der linken Mauer seiner Zelle hin.

Er hatte schon am Tage dort Geräusch vernommen, heute zum ersten Mal, seitdem er seine Zelle bewohnte, und er bewohnte sie schon seit länger als einem halben Jahre.

Nebenan mußte gleichfalls eine Gefängnißzelle sein; sie mußte bis heute leer gestanden haben, erst heute bezogen worden sein. Wer war sein neuer Nachbar? Auch ein Schicksalsgenosse?

Die Fragen drängten sich lebhafter an ihn heran, als es nebenan wiederum laut wurde.

Er hatte sich nicht geirrt; er hörte wirklich etwas jenseits der Mauer; er unterschied es. In dem Raume dort, mochte es eine Gefängnißzelle oder ein anderes Gemach sein, ging Jemand auf und ab; es war ein rascher Schritt.

„Wer kann das sein? Ob ich mich mit ihm in Verbindung setze? Es ist verboten. Es könnte ein Spion sein, den sie mir hergeschickt haben, damit ich mit ihm anbinde.“

Er war näher an die Mauer getreten, als wenn er noch genauer hinhorchen, vielleicht auch durch irgend ein Zeichen seine Nachbarschaft kundgeben wolle. Er trat zurück, wieder an das Fenster.

Aber er hörte wieder den raschen Schritt nebenan.

„Das ist ein neuer Gefangener, vielleicht so eben erst seiner Freiheit entrissen, und er schreitet in der ersten Stunde seines Lebens, die er hinter Schloß und Riegel verbringen muß, im Unmuth, im Zorn so rasch einher. Dein Zorn ist ohnmächtig, du armer Nachbar und unglücklicher Leidensgenosse. Die Mauern sind hier stark, die Gitter an den Fenstern fest, die Schlösser unzerstörbar. Gegen sie alle vermögen wir nichts. Und dennoch sind sie unsere geringsten Feinde und Widersacher hier. Die schlimmsten sind der Criminalrath und die Zeit. Aber dem Criminalrath können wir unsere Verachtung entgegensetzen, und wir haben dann die Genugthuung, uns zu überzeugen, daß wir die freien Männer sind und er ein jammervoller, erbärmlicher Sklave eigener und fremder Nichtswürdigkeit. Und was die Zeit betrifft — ah, wenn wir es mit der nur recht anzufangen wissen, so wird sie unsere beste Freundin hier und lehrt uns Ruhe und Geduld und Ergebung; denn die Zeit, die ewige, zeigt uns, daß außer ihr nichts von Bestand ist, daß, wie der blöde Mensch sagt, nach dieser Zeit eine andere kommen muß. Mache auch du sie dir zur Freundin und Lehrmeisterin. Werde geduldig, wie ich es bin.“

Er konnte philosophiren, der einsame Gefangene, auch über Ruhe und Geduld. Aber die Philosophie gibt nicht immer Ruhe und Geduld.

Wer es sein mag? Die Frage drängte sich immer wieder an ihn heran.

Auch er ging in seiner Zelle auf und ab, schneller, lauter als sonst wohl, vielleicht unwillkürlich, vielleicht ohne Absicht, daß der Nachbar ihn hören solle. Wer kann wissen, ob er nicht dennoch daran dachte?

Drüben wurde es still; kein Schritt, kein anderer Ton wurde mehr dort vernommen.

„Er hat mich gehört! Er horcht nach mir!“ sagte der Gefangene.

Er blieb stehen, um zu hören, was drüben weiter geschehen werde.

Der Schritt wurde dort wieder laut, aber langsamer, leiser.

„Er hat mich gehört! Er beräth mit sich, was er thun soll. Er ist wohl ebenso unschlüssig wie ich. Ob ich ihm entgegenkomme? Ich bin der Aeltere hier!“

Er erhob den Finger, um an die Wand zu klopfen.

Wer will es dem armen Gefangenen verdenken, der seit so langer Zeit keinen andern Menschen gesehen hatte als seinen Inquirenten und Gefangenwärter, mit keinem andern gesprochen hatte als mit diesen, wer will es ihm verdenken, wenn er dem Bedürfnisse nicht widerstehen konnte, eine Verbindung mit einem menschlichen Geschöpfe zu versuchen, das endlich einmal in seine Nähe gekommen

war, das wohl längere Zeit da bleiben mußte, das in gleicher Lage war wie er, das das gleiche Bedürfniß fühlen mußte wie er? Es war endlich ein Mensch für ihn da. Sein Criminalrath, sein Gefangenwärter waren es ihm nicht; was hatten sie für ihn Menschliches? Und wenn zwei Wilde, die sich nie sahen, im dichten, einsamen Walde, in weiter, öder Wüste sich begegnen, werden, können sie an einander vorübergehen, ohne Blicke und Worte auszutauschen, ohne durch Mienen sich gegenseitig verständlich zu machen?

Er schwankte dennoch. Das Mißtrauen beschlich ihn wieder. Wenn es ein Spion, ein Verräther wäre!

Die Thür seiner Zelle wurde von außen aufgeschlossen.

Es geschah langsam, leise, ganz anders wie sonst. Es war zu einer ungewöhnlichen Zeit. Die Schloßuhr hatte schon neun geschlagen. Um sieben Uhr hatte der Gefangenwärter das Nachtesfen gebracht, in der Zelle nachgesehen, ob Alles in Ordnung sei, sein einförmiges „Gute Nacht!“ gesagt und die Thür fest und sicher hinter sich verschlossen. Solange der Gefangene hier war, war dann am Abend oder in der Nacht Niemand wieder zu ihm gekommen, nicht der Gefangenwärter, nicht ein Anderer. Erst am andern Morgen kehrte der Wärter zurück, um das Frühstück zu bringen und nachzusehen, ob auch in der Nacht Alles in Ordnung geblieben sei.

Wer kam heute noch zu ihm in so völlig ungewöhnlicher Stunde? Was wollte der späte Besucher von ihm? Um neun Uhr abends ruhte regelmäßig Alles in dem weiten Gebäude.

Die Thür war geöffnet.

Eine männliche Gestalt trat in das Gemach.

Der Gefangene konnte sie nicht unterscheiden, nicht erkennen.

Sie trug eine kleine Blendlaterne, deren Blendungen bis auf einen schmalen Raum von der Breite eines Fingers zusammengeschoben waren. So konnte nur ein schwaches, zweifelhaftes Licht in das Gemach dringen; den Mann, der die Laterne vor sich in der Hand hielt, beschien sie gar nicht.

Dieser verschloß sorgfältig die Thür, durch die er eingetreten war.

Dann erweiterte er die Oeffnung der Laterne und schritt in die Mitte der Zelle.

„Guten Abend, Herr Hauptmann!“ sagte er.

Die Stimme war dem Gefangenen fremd.

Er bejah sich den Mann.

Es war eine große, kräftige Figur, ein finsternes, ehrliches Gesicht. Er hatte eine soldatische Haltung; er trug die Uniform der Gefangenwärter, auf ihr das eiserne Kreuz und die Denkmünze der Feldzüge von 1813—15.

Dem Gefangenen war sein Aussehen fremd wie seine Stimme. Er blickte ihn mit Mißtrauen an.

„Sie kennen mich?“ fragte er.

„Ich kenne den Herrn Hauptmann Mahlberg schon lange.“

Der Gefangene war der Hauptmann Mahlberg.

Der Fremde hatte die Worte leise, mit einer gewissen Befangenheit gesprochen.

Es konnte das Mißtrauen des Hauptmanns nicht vermindern.

„Sie sind Gefangenwärter hier?“ fragte er.

„Ja, Herr Hauptmann.“

„Ich sah Sie nie.“

„Meine Station ist in dem andern Flügel des Schlosses.“

„Was führt Sie zu mir?“

Der Gefangenwärter zog aus der Brusttasche ein Zettelchen hervor und überreichte es dem Gefangenen.

Der Hauptmann las es.

„Vertraue dem Ueberbringer. Dein Gisbert.“

Die Handschrift Gisbert's von Nischen war es. Der Hauptmann kannte sie genau genug.

Aber war der Ueberbringer der rechte?

„Ihr Name?“ fragte er.

„Beermann. Ich war Unteroffizier in der Com-

pagnie des Herrn von Aſchen. Er war mein vorgeſetzter Lieutenant.“

Das konnte wahr, es konnte nicht wahr ſein.

Der Hauptmann ſtand noch mit zweifelhaften Blicken vor dem ihm unbekanntem Mann.

„Herr Hauptmann“, ſagte dieſer, „ſoll ich Ihnen erzählen, wie ich Sie zum erſten Male ſah?“

Der Hauptmann nickte mit dem Kopfe.

„Es war in der Schlacht bei Raon. Die Schlacht war für uns ſo gut wie verloren; unſer linker Flügel war auf die Stadt zurückgeworfen. Die Franzoſen hatten in einem Dorfe eine feſte Stellung eingenommen. Sie hatten ungeheure Vortheile, wenn ſie von daher am andern Morgen wieder angriffen. Es war dunkler Abend geworden. Da forderten York und Kleiſt die Truppen auf, den Feind unverſehens in dem Dorfe zu überfallen. Die Leute waren zum Tode müde. Manche ſagten es. Da traten Sie — Ihr Regiment lag neben dem unſerigen, Ihre Compagnie und unſere Compagnie waren die nächſten Nachbarn — auf einmal vor Ihre Compagnie. Ich ſehe Sie noch in dem Scheine des Bivouakfeuers. „Landwehrmänner!“ riefen Sie. „Iſt hier ein einziger Feiger unter Euch?“ Und wie aus einem Munde rief die ganze Compagnie: „Nein, Herr Hauptmann! Ein Hundsfott, wer Ihnen nicht folgt.“ Und da rief das

ganze Corps es, und Ihre Compagnie, Sie an der Spitze, durfte die erste sein, die in das Dorf eindrang, und — soll ich Ihnen noch erzählen, wie wir die Franzosen hinauswarfen, daß sie in wilder Flucht davonliefen? Die Schlacht war gewonnen."

„Geben Sie mir Ihre Hand“, sagte der Hauptmann zu dem Gefangenwärter mit dem finstern, ehrlichen Gesichte, „und verzeihen Sie mir, wenn ich ein unbegründetes Mißtrauen gegen Sie hatte.“

„Zum Mißtrauen kann man hier wohl kommen“, sagte der Andere. „Und glauben Sie mir, Herr Hauptmann, kein Mensch hätte mich zu diesem Posten gebracht, wenn ich in anderer Weise mir mein Brod hätte verdienen können. Wo ein Unteroffizier im Regimente nicht taugt, da wird er ja zum Gefangenwärter weggelobt. Aber ich war hoffentlich die längste Zeit hier.“

„Was sollen Sie jetzt bei mir?“ fragte ihn der Gefangene.

„Sie sollen heute Nacht befreit werden, Herr Hauptmann.“

Der Gefangene mochte auf Manches gefaßt gewesen sein. Er war doch überrascht. Er mußte wiederum den Mann, der ihm diese Nachricht brachte, mit Mißtrauen ansehen.

„Und wer soll mich befreien?“ fragte er.

„Ich werde es, Herr Hauptmann.“

„Und auf wessen Veranlassung?“

„Das Billet des Herrn von Alchen sollte es Ihnen sagen.“

„Wie ist Ihr Plan?“

„Die Schlüssel zum Innern des Schlosses habe ich. Hinaus, ins Freie, kommen wir auf folgende Weise. In anderthalb Stunden, um elf, werden die Schildwachen abgelöst. An ein Seitenpförtchen, das in den Schloßgarten führt, kommt ein Grenadier auf Posten, den ich kenne, dessen Vater mein Kamerad in den Feldzügen war. Der Posten dort hat den Schlüssel zu dem Pförtchen, um von jener Seite her sofort Hülfe herbeirufen und hereinlassen zu können, wenn etwas passirt. Er wird uns aufschließen. Wir sind dann im Schloßgarten. Er geht bis an die Spree. Am Ufer wartet Jemand mit einem Nachen auf uns, er bringt uns auf die andere Seite. Dort steht ein Wagen, der Sie weiter führt.“

„Und wo bleiben Sie?“

„Der Herr Hauptmann werden mich mitnehmen. Ich könnte Ihnen auch unterwegs nützlich sein.“

„Haben Sie Angehörige?“

„Nicht Kind und nicht Regel.“

„Aber“, sagte der Gefangene, „Sie verlieren Ihren Posten. Wovon wollen Sie leben?“

„Der Herr von Aschen wird für mich sorgen.“

Der Gefangene warf einen Blick auf die Ehrenzeichen des Gefangenwärters.

„Man wird Ihnen einen Criminalproceß machen; Sie werden die Kriegsdenkmünze verlieren, das eiserne Kreuz, das Sie sich mit Ihrem Blute verdient haben.“

Den finstern Mann ergriff die Bemerkung. Auch er mußte sich sein eisernes Kreuz ansehen.

„Ich habe es darum dennoch mit meinem Blute verdient“, sagte er.

Der Gefangene hatte noch ein Bedenken.

„Und der Grenadier, der uns hinauslassen soll? Was wird aus dem Sohne Ihres alten Kameraden werden?“

„Er wird sich einfach darauf berufen, daß ein Gefangenwärter ihm befohlen habe, zu öffnen. Vielleicht öffne ich auch selbst; der Schlüssel ist in meinem Besitze.“

„Und wenn man ihn eines Einverständnisses mit Ihnen überführt?“

„Man würde ihm auch dann nicht viel thun. Meinen der Herr Hauptmann, daß die Offiziere in der Armee von diesen Demagogengeschichten erbaut wären? Sie verachten die Civilisten, die so eifrig dafür sind; sie meiden den Umgang mit ihnen. Demagogenfänger nennen sie sie. Das ist in der ganzen Armee bekannt.“

Der Gefangene stand in tiefem Nachsinnen.

„Noch eins, Herr Hauptmann“, sagte der Gefangenwärter. „Dann werden Sie mir völlig vertrauen und sich nicht mehr besinnen. Sie sollen nicht allein befreit werden. Noch ein Freund von Ihnen geht mit.“

„Wer ist es?“ fragte der Gefangene.

„Ihr Nachbar dort links. Er ist erst heute hier angekommen. Darum mußte Ihre Befreiung bis jetzt aufgeschoben werden.“

„Seine Name?“ fragte der Hauptmann.

„Ich führe ihn zu Ihnen.“

Der Gefangenwärter verließ die Zelle und kam nach drei Minuten mit dem neuen Bewohner der Nebenzelle zurück.

Die beiden Gefangenen sahen sich an, lagen einander in den Armen.

„Mahlberg!“

„Horst, Du bist es?“

„Ich bin es. Du wußtest nichts von mir?“

„Nicht einmal Deine Verhaftung!“

„Wie? Nicht die? Wer ist Dein Inquirent?“

„Der Criminalrath.“

„Er ist auch der meinige. Und er hat Dir nie von mir gesagt?“

„Kein Wort.“

„Ah! Und wie viel hat er mir von Dir vorgesprochen! Aber nachher davon.“

Der Gefangenwärter trat zu den beiden Freunden.

„Ich werde die Herren allein lassen. Sie können sich dann ganz frei aussprechen. Ich wache auch unterdeß draußen gegen einen etwaigen Ueberfall. In einer Stunde bin ich wieder hier, um Sie abzuholen.“

Er ging. Er nahm seine Laterne mit. Die Thür der Zelle verschloß er.

„Ist er ehrlich?“ fragte der Hauptmann doch seinen jungen Freund.

„Der alte Beermann ist ehrlich und treu wie Gold; man sieht es dem Gesichte an.“

„Sein Gesicht hat aber auch den finstern Ausdruck.“

„Seine Stellung!“

„Woher kennst Du ihn?“

„Gisbert stand für ihn ein.“

„So sprechen wir von uns, Horst. Seit wann bist Du in Haft?“

„Seit einem Jahre; bald nach Dir. Ich machte von Göttingen eine kleine Reise. Als ich über die Grenze kam — ich passirte sie ohne Arg; ich hatte wohl von einigen Verhaftungen wegen demagogischer Umtriebe gehört, aber weder von der Deinigen, noch von der anderer Freunde; ich wußte mich unschuldig, ich glaubte mich

sicher — kaum hatte ich die Grenze überschritten, so war ich verhaftet. Man brachte mich nach Berlin, in die Hausvogtei, in eine Einzelzelle. Ich bekam außer meinem Inquirenten und dem Gefangenwärter keinen Menschen zu sehen oder zu hören. So habe ich bis heute dort gefessen. Heute wurde ich hierher gebracht. Von Dir hatte ich bald Kunde erhalten, trotz meiner strengen Ein- und Abschließung. Zuerst durch den Criminalrath selbst, schon in meinem zweiten Verhör, dann auf anderm Wege. Was der Criminalrath mir sagte, war nicht viel Wahrheit. Ich erklärte ihm das schon bei seinen ersten Worten über Dich. Ich sollte ihm bekennen, daß ich in Göttingen Mitglied einer geheimen Verbindung gewesen, in welcher politische Dinge verhandelt worden. Ich wußte von nichts. Da sagte er, das habest Du ja schon eingestanden. Er habe Dich geradezu danach gefragt; Du seiest ein Mann von peinlicher Wahrheitsliebe, und da habest Du ihm gestanden, daß ich während Deines Besuchs in Göttingen Dich in die Sitzung einer solchen Verbindung geführt hätte.

Damit hatte ich ihn aber. Er hatte zu viel beweisen wollen, also gar nichts bewiesen. Das wußte ich noch aus meiner Logik.

„Herr Criminalrath“, fragte ich ihn, „hat Wahlberg gesagt, was in der Sitzung verhandelt worden?“

„Gewiß“, antworte er. „Es ist von der Freiheit und Einheit des deutschen Volkes gesprochen. Das Volk werde unterdrückt, von einem andern Erbfeind als den Franzosen; der Erbfeind sei im eigenen Lande. Gegen ihn gelte es einen neuen Kampf, in dem man zusammenstehen müsse, wie in dem gegen die Franzosen. Auch dieser Erbfeind müsse vernichtet werden; dann sei nicht nur die Freiheit, sondern auch die Einheit Deutschlands da. So wurde der nackte Hochverrath gegen Deutschlands Fürsten gepredigt.“

„Und von wem, Herr Criminalrath?“ fragte ich.

„Nun, von den Mitgliedern der Verbindung.“

„Und Wahlberg hat eingeräumt, daß er solchen Reden zugestimmt habe?“

„Er hat das freilich bestritten.“

„Er hat sich auch sonst nicht schuldig bekannt?“

„Sie scheinen das zu wissen!“ sagte er; er wollte mich aushorchen.

„Ja, ich weiß es“, sagte ich bestimmt.

Ich konnte es sagen, da Du so wenig schuldig warst wie ich.

Er ging in meine Falle.

„Jeder leugnet“, sagte er mit Hohn. „Das scheint das Ehrenwort zu sein, das die Mitglieder der Verbindung sich zu allererst geben mußten.“

„Ei, Herr Criminalrath“, erwiderte ich ihm, „und das auch Mahlberg, der Mann der peinlichen Wahrheitsliebe, gegeben hat und wie ein Ehrenmann hält?“

Zorn und Aerger verfärbten ihm das fahle Gesicht, und ich fuhr ruhig fort:

„Aber ich will Ihnen sagen, Herr Criminalrath, wo ähnliche Worte, wie Sie sie mir vorhalten, gesprochen sind und wer sie Ihnen hinterbracht hat. Sie sind allerdings in Göttingen gesprochen, und auch ich und mein Freund Mahlberg waren dabei. Aber das war in keiner Sitzung einer geheimen Verbindung, sondern an der offenen Tafel des Gasthofs zum König von England, und es hörten sie viele Personen, Studenten, Beamte, fremde Reisende, unter andern auch ein gewisser bezahlter Demagogenfänger, und von dem haben Sie sie. Nur eins hat er Ihnen gelogen, daß von deutschen Fürsten die Rede gewesen sei; es wurde nicht einmal an sie gedacht. Desto mehr hatte Jeder von uns im Sinne die volksfeindlichen deutschen Minister und ihre feilen, servilen, augendienerischen Werkzeuge.“

Er konnte sich nicht mehr mäßigen.

„Herr“, rief er, „Sie werden für ihre Unverschämtheit büßen!“

Er brach das Verhör mit mir ab. Ich wurde noch an demselben Tage in ein anderes Gefängniß versetzt, ein

enges, finsternes Loch, in das den ganzen Tag die Sonne nicht schien. Ich erhielt kein Licht mehr, keine Bücher, keinen Kaffee. Bis dahin war mir das Alles verstattet worden.

Ich hatte sechs Wochen lang kein Verhör.

Als ich dann wieder vorgeführt wurde, war seine Frage an mich:

„Haben Sie sich besonnen? Wollen Sie ein Bekenntniß ablegen?“

„Ich habe nichts zu bekennen!“

„Haben Sie keine Bitte an mich hinsichtlich Ihrer Behandlung im Gefängniß?“

„Nein!“

Damit wurde ich in meine Zelle zurückgebracht.

Nach sechs Wochen wurde ich wieder vor ihn geführt.

„Wollen Sie jetzt ein Bekenntniß ablegen?“

„Ich habe nichts zu bekennen.“

„Haben Sie keine Bitte an mich?“

„Nein!“

Der Gefangenwärter brachte mich in mein Gefängniß zurück.

Das dauerte fast ein halbes Jahr. Dann kamen umfassende Verhöre und darin schauderhafte Dinge, vor denen mir die Haare zu Berge stehen sollten, über die ich lachen mußte. Zerbrochene Fürstencronen, gekreuzte

Dolche, schwarzrothgoldene Bänder, Eintheilung Deutschlands in zehn Herzogthümer — Studenten waren natürlich die Herzoge; unter ihnen an der Spitze ein Lantermann und ein Bahn. Du erinnerst Dich vielleicht noch der beiden hohlwangigen, langhaarigen deutschen Jünglinge aus dem König von England in Göttingen.

„Von wem haben Sie diese Ausgeburten eines kranken Gehirns?“ fragte ich den Criminalrath.

„Lantermann und Bahn haben ausführliche und reumüthige Geständnisse abgelegt“, antwortete er.

„Ah, um künftig hochgestellte Geheimräthe und Präsidenten zu werden! Ich sehe sie schon so —“

„Keine Schmähung von Männern, die einer bessern Erkenntniß Raum gegeben haben“, unterbrach er mich.

„Stellen Sie mir diese Ehrenmänner gegenüber, Herr Criminalrath.“

„Sie haben kein Recht, Confrontationen zu verlangen.“

Ich wurde noch ein paarmal zu ähnlichen Vorhaltungen vorgeführt. Noch einige andere hohle deutsche Jünglinge hatten gleiche Hirngespinnste bekannt. Dann hatte ich lange Zeit gar kein Verhör mehr.

Auf einmal werde ich heute hierher nach Köpenik gebracht.

„Weil die Hausvogtei überfüllt ist“, sagte mir mein Berliner Gefangenwärter.

Es kamen allerdings tagtäglich neue verhaftete oder von Mainz herübergelieferte Hochverräther an. In der Demagogie werden großartige Geschäfte gemacht, vielmehr mit ihr.

Seitdem ich hier Dein Nachbar bin, glaube ich in einen Plan des Criminalraths zu blicken. Wir beide sollen belauscht werden, um so zu unfreiwilligen Verräthern gegen uns selbst zu dienen.

Aber nun, Freund Mahlberg, erzähle Du Deine Geschichte."

Aber Mahlberg hatte vorher eine Frage.

"Du sprachst von Gisbert; er habe für den alten Beermann eingestanden?"

"So war es. Unter diesen Gefangenwärtern sind überall Schurken und Verräther. Die einen dienen dem Inquirenten, die andern den Gefangenen. Den meinigen machte mir Gisbert durch sein Geld dienstbar. Ich erhielt von ihm heimlich Alles, was der Criminalrath mir entzogen hatte, auch Billete von Gisbert. In diesen theilte er mir auch einigemal Nachrichten über meine Untersuchung mit; woher er sie hatte, sagte er natürlich nicht. Er schrieb auch von Dir, aber daß eine Verbindung mit Dir unmöglich sei; Du ständest unter einer ganz ausnahmsweise strengen Aufsicht; er wisse nicht einmal mit Gewißheit, wo Du seiest. Vorgestern theilte er mir

mit, daß ich heute werde hierher gebracht werden und daß ich dem alten Gefangenwärter, Beermann unbedingt vertrauen möge, er stehe für ihn ein; mehr könne er mir nicht schreiben."

Mahlberg war unruhig geworden.

"Seit wann kennst Du Beermann?" fragte er.

"Seit heute Abend, da er mich hierher zu Dir führte."

"Vorher hast Du ihn nie gesehen?"

"Wo sollte ich ihn gesehen haben?"

"Woher weißt Du denn, daß der Mann, den wir sahen, Beermann ist?"

Auch Horst stuzte.

"Sein ehrliches Gesicht —"

"Kann auch der Spitzbube haben."

"Erzähle Du mir von ihm", sagte Horst.

Mahlberg erzählte, wie auch er heute Abend zum ersten Mal den finstern Gefangenwärter gesehen, wie dieser ihm das Billet von Gisbert gebracht und ihm seine und Horst's Befreiung für die Nacht angekündigt habe.

"Nun wohl", sagte Horst, "wie sollte er zu den Billet Gisbert's gekommen sein?"

"Wie es an Beermann nicht gekommen wäre, durch Verrath."

"Teufel!"

Aber der jüngere Gefangene besann sich.

„Höre, Mahlberg, schlimmer, wie es uns jetzt geht, können sie uns nicht behandeln. Wir wagen es also mit dem Manne, und wagen gewinnt! Ist er ein Verräther, so hilft vielleicht gerade der Verrath uns zur Freiheit. Erzähle mir von Dir.“

Auch Mahlberg ließ seine Bedenken fahren.

„Wir werden auf unserer Hut sein!“ sagte er.

Dann erzählte er:

„Vor einem Jahre wurde ich gefangen genommen, überfallen, ähnlich wie Du. Ich wurde in die Hausvogtei gebracht, ich wurde dort inquirirt, auch wie Du; nur wurde mir nie Dein Name genannt. Vor einem halben Jahre brachte man mich hierher, gleichfalls weil die Hausvogtei überfüllt sei.

Von der Außenwelt habe ich in dem ganzen Jahre nichts erfahren. Meine Gefangenwärter waren stumm; keine Zeitung kam zu mir, kein Buch, bis heute kein beschriebenes Stückchen Papier. Die Welt war todt für mich, meine Freunde, Alles.

Und jetzt und auf einmal soll ich aus meiner Haft befreit werden, soll ich zurück in die Welt. Ich kann es nicht fassen. Ich kann nicht daran glauben. Ich will mir dennoch Mühe geben, ich will mich zwingen, zu vertrauen, auch meinem Glücke.“

„Es kam Dir zu plötzlich, armer Freund“, sagte Franz Horst.

Ihr Gespräch wurde unterbrochen.

Den langen Gang, an dem die Gefängnißzellen lagen, kam ein eiliger Schritt herauf.

Die beiden Freunde horchten.

Vor Mahlberg's Zelle hielt es an.

Die Thür wurde rasch aufgeschlossen.

Der Gefangenwärter Beermann trat ein.

Er sah bestürzt aus; er hatte sehr eilig.

„Kommen Sie!“ wandte er sich an Horst. „Schnell! Gehen Sie leise.“

„Wohin?“ fragte Horst.

„In Ihre Zelle.“

„Was gibt es?“

Beermann antwortete nicht.

„Kommen Sie nur!“ drängte er.

Horst verließ mit ihm die Zelle Mahlberg's.

Mahlberg blieb allein darin zurück.

Er hörte, wie seine Thür verschlossen, dann nebenan die Thür Horst's geöffnet und gleichfalls wieder verschlossen wurde. Dann entfernte sich ein fliegender Schritt im Gange. Dann war es völlig still.

Alles war in einem Augenblicke geschehen.

Was hatte es zu bedeuten? Was sollte folgen?

Mahlberg horchte. Es herrschte die tiefste Stille, auch in der Zelle nebenan. Horst mußte gleichfalls horchen.

Mahlberg wollte an die Mauer klopfen, die seine und Horst's Zelle trennte. Er wollte sich mit Horst besprechen.

In dem Augenblicke hörte er ein neues Geräusch. Es nahte sich in dem Gange wieder ein Schritt; aber es war nicht der des Gefangenwärters Beermann. Mahlberg kannte ihn; es war der Gefangenwärter des Ganges, seiner Zelle und jetzt auch der Horst's.

Der Schritt hielt vor der Thür Horst's. Die Thür wurde geöffnet.

Mahlberg hörte nebenan ein paar Worte sprechen. Dann wurde die Thür wieder verschlossen, ein Schlüssel drehte sich in Mahlberg's Thür; ein Gefangenwärter trat in die Zelle.

Es war ein kleiner, untersehter Mann mit einem verschlossenen Gesicht, mit scharfen, falschen Augen.

Er trug eine hell leuchtende Laterne bei sich. Er leuchtete damit in der ganzen Zelle umher.

Dann wandte er sich an den Gefangenen.

„War Jemand hier?“

Der Gefangene sah ihn ruhig an.

„Gefangenwärter Schulz, Sie wissen längst, daß ich Ihnen auf derartige Fragen niemals eine Antwort gebe.“

„Warum sind Sie noch nicht zu Bett?“

„Weil es mir noch nicht gefällt.“

Der Gefangenwärter schien die kurzen, ruhigen Antworten des Gefangenen gewohnt zu sein. Er leuchtete noch einmal in dem Gemach umher, untersuchte die Wände, die Gitter des Fensters, das Bett, die Thür. Als er nichts fand, ging er. Aber in der Thür nahm er noch seine Rache.

„Sie betrügen mich nicht, Herr!“ sagte er höhnisch und drohend zugleich.

Er verschloß die Thür und ging langsam den Gang hinunter, den er gekommen war.

„Beermann's Plan ist verrathen!“ sagte sich Mahlberg. „Die Freiheit war also wirklich nur ein Traum! Ich war ja gefaßt darauf. Aber der arme Horst! Sein Herz ist jünger. Er hängt so sehr an der Welt. Er hat noch nicht in ihr gelitten.“

Er wollte wieder zu der Mauer gehen. Er besann sich.

„Der Mensch könnte sich zurückgeschlichen haben, um uns zu behorchen.“

Aber Horst klopfte drüben an die Mauer.

„Mahlberg!“ rief er.

Mahlberg mußte ihm antworten.

„Sprich nicht, Horst; ich fürchte, wir werden behorcht.“

Horst schwieg.

Mahlberg setzte sich auf sein Bett; er legte das Gesicht in seine Hände und gab sich seinen trüben Gedanken hin.

Auch in der Zelle nebenan wurde keine Bewegung mehr vernommen; der arme Horst saß da wohl ebenso gedankenvoll.

Auf dem Thurme des Schlosses schlug es elf.

Es war die Stunde, in der sie befreit werden sollten.

Rings umher blieb Alles still.

„Ja, es war ein Traum!“ sagte sich Mahlberg.

Er kleidete sich doch nicht aus; er blieb auf dem Rande seines Bettes sitzen.

Die Thurmuhre schlug ein Viertel.

Im Gange schien sich etwas zu bewegen.

„Schulz!“ sagte sich Mahlberg. „Er hat uns also in der That belauschen wollen. Die Zeit ist ihm zu lang geworden; er geht.“

Aber das Geräusch draußen entfernte sich nicht. Es kam näher, wenn auch leise genug. Und auf einmal war es an Mahlberg's Thür, leise wie bisher, und im Moment darauf war die Thür geöffnet.

Es stand Jemand in ihr, ohne Licht, in tiefster Dunkelheit.

Wer konnte es sein?

Auch Mahlberg fragte es sich mit klopfendem Herzen.

„Herr Hauptmann, kommen Sie!“

Beermann's Stimme flüsterte es.

„Sie doch, Beermann?“

„Sprechen Sie kein Wort! Kommen Sie!“

Wahlberg trat aus der Zelle.

Der Gefangenwärter verschloß die Thür.

„Bleiben Sie hier stehen!“ sagte er zu Wahlberg.

Er ging zu der Thür nebenan, schloß auch sie auf.

Horst stand schon darin, trat hervor.

„Wir waren also nicht verrathen?“

„Still! Ich hoffe nicht!“

Die Thür ward ebenfalls wieder verschlossen.

„Folgen Sie mir! Halten Sie sich immer ganz dicht hinter mir. Gehen Sie nebeneinander. Sprechen Sie kein Wort, auch nicht noch so leise. Das geringste Geräusch könnte uns verrathen.“

Er ging voran, mit fast unhörbarem Schritt.

Sie folgten ihm ebenso leise.

Sie mußten die ganze Länge des Ganges hinuntergehen, an dem die Zellen lagen. Es war völlig dunkel in dem Gange.

Sie kamen an eine verschlossene Thür.

Der Gefangenwärter horchte eine Weile daran. Als Alles still blieb, schloß er sie auf.

Sie traten hindurch. Er verschloß sie wieder.

Sie waren an einer Treppe; sie stiegen sie hinunter. Sie befanden sich in einem weiten Treppenflur. Es war auch hier überall dunkel.

Das Erspaarungssystem stand damals in Preußen noch auf seinem Höhepunkte.

Die drei Nachtwandler durchschritten den Flur. Sie standen vor einem schmalen Pfortchen. Man erkannte es an den Fenstern zu beiden Seiten.

Der Gefangenwärter schloß es auf.

Er sprach unterdeß leise ein paar Worte zur Seite.

„Alles gut!“ wurde ihm geantwortet.

Man sah in der Dunkelheit den Antwortenden nicht.

Es mußte die Schildwache sein, die der Gefangenwärter für sich gewonnen hatte.

Sie traten durch das Pfortchen.

Beermann wollte das Pfortchen verschließen, wie er die andern Thüren verschlossen hatte.

Plötzlich hörte man ein Geräusch in dem Flur, zur Seite. Eine Thür schien dort geöffnet zu werden.

Er gab den Verschuß des Pfortchens auf.

„Fort, fort!“ flüsterte er.

Er eilte voran; die beiden Gefangenen folgten ihm.

Sie waren in dem Garten hinter dem Schlosse.

Sie eilten durch die Gänge.

Hinter ihnen wurde es laut.

„Hierher, hierher!“ rief es.

„Schulz!“ sagte der Gefangenwärter Beermann. „Er hatte doch etwas gemerkt.“

Schritte wurden vom Schlosse her gehört, das Klirren von Waffen.

Die drei Flüchtigen liefen, flogen.

Die Schritte der Verfolgenden blieben hinter ihnen.

Beermann eilte in ein Bosquet; die beiden Gefangenen folgten ihm.

Die Verfolger waren auch hier hinter ihnen.

„Aber ihre Kugeln treffen uns nicht zwischen den Bäumen!“ sagte der Gefangenwärter.

Sie hatten im Laufen gehört, wie die Gewehre gespannt wurden.

Es wurde hinter den Fliehenden gerufen: „Steht, oder es wird geschossen!“

Sie standen nicht.

„Noch fünfzehn Schritte und wir sind am Wasser und in dem Rachen“, sagte Beermann.

„Und sie sind über fünfzig Schritt hinter uns“, sagte Franz Horst.

In dem Augenblicke stürzte ihnen Jemand entgegen.

„Halt!“ wurde gerufen.

Der Gefangenwärter Beermann, der vorderste der drei Fliehenden, wurde festgehalten.

Auch Mahlberg und Horst hemmten ihre Schritte. Sie wollten ihren Gefährten, ihren Führer befreien.

Sie warfen sich auf seinen Angreifer.

Aber sie hatten es mit einem Manne zu thun, der Riesenkraft besaß.

Er hatte den Gefangenwärter zu Boden geworfen. Er kniete ihm auf der Brust; so erwartete er den Gegenangriff der beiden Gefangenen.

„Hülfe!“ rief er dabei mit lauter Stimme in die Dunkelheit. „Hülfe! Hierher! Hier sind sie! Alle Mann hierher!“

„Retten Sie sich!“ keuchte der Gefangenwärter am Boden. „Retten Sie sich! Mich können Sie nicht befreien!“

Sie konnten es nicht.

Mahlberg hatte den Arm des Angreifers gefaßt. Er wurde von einer dreifach überlegenen Kraft zurückgeschleudert.

Horst hatte den andern Arm ergreifen wollen; er fühlte sich selbst festgehalten; er konnte sich kaum losreißen.

Die Verfolger kamen näher, der ganze Haufe. Waren sie im Moment vorher noch fünfzig Schritt entfernt gewesen, jetzt waren sie keine fünf und zwanzig mehr zurück.

„Retten Sie sich!“ rief noch einmal Beermann.

„Retten wir uns!“ sagte Franz Horst.

Er riß den Freund mit sich fort.

Sie erreichten das Ende des Bosquets. Sie waren noch zehn Schritt vom Ufer der Spree.

Am Ufer im Wasser sahen sie einen dunklen Gegenstand. Es war der Nachen, der auf sie wartete.

Ein Gegenstand bewegte sich auf dem Lande, wollte ihnen entgegenkommen.

„Feuer!“ wurde hinter ihnen commandirt. Es fielen Schüsse.

An der Seite Mahlberg's stürzte Franz Horst nieder.

„Rette Dich, rette Dich!“ rief er dem Freunde zu.

„Armer Franz! Soll ich auch Dein Mörder werden?“

Mahlberg wollte den Gefallenen aufheben.

„Laß mich! Rette Dich nur! Mir ist die Hüfte zerschmettert. Ich müßte sterben, wolltest Du mich mit Dir nehmen.“

„Ich sterbe mit Dir, Franz!“

Die Gestalt vom Wasser war näher gekommen.

„Gisbert, hilf mir!“ sagte Mahlberg.

Er meinte, Gisbert von Nschen sei es.

Er erhielt keine Antwort. Aber eine Hand faßte die seinige.

„Fort, fort! Ich beschwöre Dich!“ rief der Verwundete.

Die Hand, die Mahlberg's Hand ergriffen hatte, zog ihn mit sich fort, zum Rachen.

Er folgte, wie betäubt.

So wurde er in den Rachen gezogen.

Vier Ruder setzten sich in Bewegung. Das Fahrzeug glitt nach der Mitte der Spree hin.

„O Gisbert, ich habe Franz Horst gemordet!“ rief klagend der unglückliche Entflohene.

„Er steht in Gottes Hand!“ wurde ihm geantwortet.

Aber es war nicht die Stimme Gisbert's von Nischen, die ihm die Antwort gab.

Von dem Städtchen Warburg her fuhr eine einspännige Bergchaise aus dem Diemelthal in das Ovelgönner Thal.

In dem hübschen Thale herrschte wie immer die stille, ruhige, geordnete Geschäftigkeit, die hier schon manches Jahr von der Hand der Wamsell Karoline Vohrman geleitet war.

Es war in der Zeit der Roggenernte. Das Korn hatte üppig in dem Thale gestanden; es stand zum Theil noch so. Auf allen den weiten Ackerfeldern herrschte reges Leben; alle Leute des Gutes Ovelgönne waren hier heute beschäftigt. Auf der Hälfte der Aecker stand das geschnittene Korn schon in Garben; Wagen

waren da, es einzufahren; die Leute bei den Wagen luden es auf. Auf der andern Hälfte wurde es geschnitten, das geschnittene in Garben aufgerichtet, um an den folgenden Tagen aufgeladen und eingefahren zu werden.

Die warme Julisonne schien den fleißigen, rüstigen Arbeitern zu helfen. Sie neigte sich schon tief der Erde zu; da wollten alle sich noch sputen.

Zwischen den Ackerfeldern stand in den Wiesen und Weiden das Gras hoch, und noch höher standen die bunten Blumen, daß man das Milchvieh kaum sehen konnte, das zwischen ihnen weidete.

Zu beiden Seiten des Thals aber, in den dichten Wäldern, die es einfaßten, hörte man die Artschläge der fleißigen Holzhauer, und der Waldsjäger begleitete sie mit seinem unruhigen Geschrei und der Grünspecht mit seinem lustigen Lachen.

Der einzelne alte Herr, der in der Bergchaise durch das Thal fuhr, sah und hörte Allem mit stiller Zufriedenheit zu.

Der Wagen war bis in die Nähe des Dvelgönner Herrenhauses gekommen.

„Halt, Kutscher!“ rief der Herr.

Er stieg aus. Er wollte zu Fuße zu dem Hause gehen.

Da kam vom Hause her eine Dame.

Der Herr ging schneller, als er sie sah.

Und die Dame, als sie nun auch ihn sah, flog.

„Onkel Florens, Onkel Florens, Du bist es?“

„Karoline — mein Mädchen“, hätte ich bald gesagt.
„Aber bist Du nicht schön und frisch, wie Du nur je
als Mädchen warst?“

„Muß man denn schon drei Monate nach der Hoch-
zeit wie eine alte Frau aussehen?“

„Du wirst auch als alte Frau so schön und blühend
bleiben.“

„Die Complimente nachher, Onkel Florens. Sage
mir, woher Du kommst?“

„Von Warburg.“

„Und Du hast mir meinen Mann nicht mitgebracht?“

„Er kommt nach, zum Abend, wie er es Dir ver-
sprochen habe. Er saß noch mitten zwischen seinen Acten.“

„Ja, er ist ein Actenbär geworden.“

„Und Du, Karoline, bist, wie ich sehe, noch immer
die Mamsell Karoline auf Ovelgönne.“

„Die Frau Assessorin, wenn Du es erlaubst.“

„Aber der Geist und die Hand von Mamsell Karo-
line wirken hier noch immer.“

„Und das danken wir Dir, Du braver Onkel
Florens.“

„Nicht mir, aber einem braven preussischen Justizminister.“

Wir müssen hier das Gespräch des Domherrn von Aschen mit der jungen Frau auf einige Augenblicke unterbrechen.

Karoline und ihr Bräutigam hatten darüber gestritten, ob der ohne Pension verabschiedete Obristlieutenant Gutsherr auf Ovelgönne oder Assessor hinten im Posenischen werden sollte. Sie hatten die Entscheidung des Domherrn angerufen.

„Das Recht steht auf der Seite Deines Bräutigams; es gilt seine Ehre“, hatte der Domherr entschieden.

Karoline hatte noch einige Einwendungen machen wollen; dann hatte sie sich unterworfen: „Ich werde Frau Assessorin in Meseritz.“

Aber in Meseritz hinten in dem fremden Polenlande sollte sie nicht Frau Assessorin werden.

Der Domherr reiste nach Berlin; er hatte dort Mancherlei zu besorgen; wir werden es später noch erfahren.

In Berlin ging er zum Justizminister.

Justizminister war damals in Preußen Herr von Kirchheim. Er war eine Säule des Rechts.

Aber die Säulen des Rechts werden von dem Hof-

gefinde nicht immer gern gesehen, und der Minister von Kirchheim war damals schon ein alter Mann, und alte Leute werden stumpf und schwach.

„Excellenz“, sagte der Domherr, „ist Ihnen ein Obristlieutenant Friedrichs bekannt?“

„Einen Obristlieutenant Friedrichs, Herr Domherr, dürfte nur der Kriegsminister kennen. Einen Assessor Friedrichs kenne ich.“

„Ist der Assessor Friedrichs ein tüchtiger Arbeiter, Excellenz?“

„Ein sehr tüchtiger, Herr Domherr, und ein ausgezeichnete Jurist dabei.“

„Und noch nicht Rath?“

„Es waren eigenthümlich unglückliche Anciennetätsverhältnisse für den braven Mann.“

„Nicht auch ein Befehl von oben?“

„Allerdings, aus dem Kabinet.“

„Aber nicht vom Könige, Excellenz!“

Der Minister zuckte die Achseln.

„Befehle aus dem Kabinet gelten als Befehle Seiner Majestät.“

„Ah, Excellenz, das heißt, der König wird auch zuweilen betrogen.“

„Das ist ein hartes Wort, Herr Domherr!“

„Aber ein wahres!“

„Herr Domherr, in das Kabinet des Königs erstreckt sich die Macht des Justizministers nicht.“

„Kommen wir auf den Herrn Friedrichs zurück, Excellenz. Ich habe eine Bitte für ihn.“

„Wenn ich sie zu erfüllen vermag.“

„Er soll Assessor in Meseritz werden?“

„Benigstens im Posenischen wird eine Stelle für ihn offen gehalten.“

„Könnten Excellenz ihm nicht eine Stelle bei dem Gericht zu Warburg in Westfalen verleihen? Das Gut seiner Braut liegt eine Stunde von da.“

Der Minister sann nach.

„Es wird angehen.“

„Ich danke Ew. Excellenz.“

So war die Mamsell Karoline Lohrmann Frau Assessorin in Warburg geworden, und ihr Geist und ihre Hand konnten in Ovelgönne ferner wirken; sie fuhr die Woche ein- oder zweimal nach Ovelgönne hinaus, und ihr Mann kam ihr zum Abend nach, um sie zurückzuholen; war es am Sonnabend, so blieben sie die Nacht und den Sonntag da.

„Du willst nach der Arbeit der Leute sehen?“ fragte der Domherr die junge Frau.

„Nein, Onkel Florens. Dessen bedarf es bei meinen Leuten nicht. Aber sie arbeiten seit vier Uhr

heute früh; der Abend kommt; ich will sie nach Hause schicken."

„Brave Frau. Und dann?“

„Gehe ich meinem Mann entgegen.“

„So ist es recht. Ich gehe unterdeß in Dein Haus. Es ist mir ein schwerer Gang. Er kann Glück, er kann das Ende alles Glücks bringen.“

„Was ist es, Onkel?“

„Nachher.“

Sie trennten sich.

Die junge Frau ging in das Thal hinein zu den Arbeitern, der Domherr schritt auf das Herrenhaus zu. Am Hause traf er die alte Christine.

„Guten Abend, alte Christine.“

„Ei, schönen guten Abend, Euer Gnaden. Welche Freude, Sie wieder hier zu sehen.“

„Ist die Frau Mahler zu Hause, Christine?“

„In ihrem Stübchen, Euer Gnaden.“

Der Domherr stieg zu dem Stübchen der Frau Mahler hinauf.

Die Frau war allein.

„Guten Abend, Frau Mahler!“

„Ah, Herr Domherr —“

Sie war überrascht, in demselben Augenblick angstvoll gespannt.

„Sie bringen mir Nachricht?“ fragte sie.

„Ich komme von Berlin.“

„Und mein Mann?“

„Ueber ihn wollte ich mit Ihnen sprechen. Hören Sie mir zu. Seit seiner und Gisbert's Verhaftung hier war ich zweimal dort. Sie wissen Manches darüber aus meinen Briefen an Karoline. Lassen Sie mich dennoch Ihnen im Zusammenhange erzählen. Das erste Mal mußte ich zunächst wissen, wie die Sache stand. Ich erfuhr es sehr bald. Es ist eine eigene Coterie, die jetzt in Berlin, in Preußen regiert. Der König ist es nicht; wann regierte überhaupt ein Monarch? Friedrich der Große that es, Napoleon; aber nicht einmal Maria Theresia; sie hatte ihren Kaunitz über sich. Selbstherrscher nehmen kaum alle hundert Jahre einmal einen Thron ein. Auch der Staatskanzler regiert nicht in Berlin. Er hat sich mit der Coterie abgefunden; er hat seine auswärtigen Angelegenheiten und kümmert sich nicht um das Regiment im Innern. Dieses führt eine kleine Anzahl von Repräsentanten des preußischen Adels, des preußischen, Madame. Wir in Westfalen und vom Rhein, die aus Sachsen, selbst aus Schlesien nehmen keinen Antheil daran, wollen keinen. Der Grund? Ich bin ehrlich. Jener Adel ist uns nicht ebenbürtig, in keiner Weise. Er steht uns nicht hoch genug; wir meinen

daher, er könne nicht wirken, wie für einen Staat, der mächtig sein soll, gewirkt werden müsse. Familien, die vor allen Dingen und immer wieder darauf sehen müssen, ihre Söhne als Lieutenants, ja gar als einfache Schreiber bei den Behörden unterzubringen, können keine große Politik verfolgen, keinen Staat groß machen. Solche Leute regieren jetzt in Berlin und suchen durch ihr Regiment in erster Linie dem armen Adel das Lieutenantsbrod zu sichern — daher der Haß gegen die Landwehr und zum Theil die Demagogenverfolgung — und haben nebenbei allerlei Privatsachen auszufechten. Beides hatte Ihren Mann in das Gefängniß gebracht. Madame, der Herr von Schilden gilt jetzt sehr viel in Berlin.“

Die Frau Mahler erblaßte; sie sagte nichts.

Der Domherr fuhr fort:

„Das war der Stand der Sache im Allgemeinen und im Einzelnen, wie ich ihn sehr bald erfuhr. Da war auf gewöhnlichem Wege nichts zu machen, namentlich nicht bei der Justiz. Die Gewalt hat überall die Polizei von selbst zur Dienerin; sie ruht dann nicht, bis sie auch die Justiz sich dienstbar gemacht hat. Ich war nach Berlin gegangen, um meinen Neffen und Ihren Mann aus dem Kerker zu befreien. Die Justiz hatte, wie gesagt, keinen Willen. Ich wandte mich an die Coterie selbst, durch Gisbertine. Sie war da, bei ihrem Onkel,

dem General von Steinau. Er gehört zu jenem preußischen Adel. Frau Mahler, Sie wissen, wie Gisbertine mit ihrem Manne lebt? Sie wissen auch, daß sie am Tage seiner Verhaftung hier bei mir war?"

„Ich weiß es“, antwortete die Frau.

„Ich ging zu ihr“, fuhr der Domherr fort.

„Gisbertine, Dein Mann sitzt in der Hausvogtei“, sagte ich ihr.

„Ich weiß es“, war ihre Antwort.

„Du sagst das so ruhig?“

„Trage ich die Schuld? Du nimmst es ja auf Dein Gewissen.“

„Und da spricht Dein Gewissen Dich frei?“

„Ich hatte gethan, was ich konnte.“

„Thue ferner, was Du kannst, Gisbertine.“

„Was könnte ich?“

„Ihn befreien. Es kostet Dich ein Wort an Deinen Onkel Steinau, ihn eins an den Polizeiminister oder an den General Taubenheim.“

Sie sann nach, ziemlich lange.

„Onkel Florens“, sagte sie dann, „Gisbert wollte sich gerade wieder mit mir vereinigen, als er verhaftet wurde?“

„Er suchte Dich mit Schmerzen.“

„Und ich floh vor ihm, wahrhaftig auch mit Schmerzen. Es ging nicht anders, und es kann auch jetzt nicht

anders werden! Und Du wirst zugeben, daß das für uns beide eben keine glückliche Situation ist.“

„Gott weiß es, Gisbertine.“

„Man kann sie eigentlich nur ertragen, wenn man muß.“

„Müßt Ihr sie ertragen?“

„Gewiß, Onkel. Ich, weil ich will, und Du weißt, ich habe einen festen Willen.“

„Zähe Launen, Gisbertine.“

„Das ist Deine Auffassung. Gisbert hat einen gleichen festen Willen, aber die Situation nicht zu ertragen. Da muß für ihn ein äußerer Zwang hinzutreten.“

Ich sprang auf.

„Gisbertine“, rief ich, „bist Du ein herzloses Ungeheuer? Um Deiner nichtsnutzigen Launen willen, damit Du Dein Leben einer pflichtvergessenen Frau in ungestörter Ruhe fortsetzen kannst, darum soll Dein braver Mann elend im Kerker verkümmern?“

Sie blieb ruhig.

„Greifere Dich nicht umsonst, Onkel Florens. Was das elende Verkümmern betrifft, so habe ich Fürsorge getroffen, daß Gisbert, mit Ausnahme der Freiheit, alle Bequemlichkeiten hat, die er sich nur auf seinem Schlosse in Westfalen verschaffen könnte. Und in Betreff dieser seiner Freiheit habe ich mich eben jetzt besonnen, daß

es nicht schaden könne, wenn er sie wiederbekäme. Ich hatte gedacht, ein Jahr Haft, namentlich wenn er in dem ganzen Jahre von mir nichts höre, werde ihn auf bessere Gedanken über unser Verhältniß bringen, und er werde es aufgeben, mit mir ferner zusammenleben zu wollen. Aber ich will Dir nachgeben, Onkel Florens. Gisbert soll frei sein, wenn er Dir sein Ehrenwort gibt, mich nicht aufsuchen, mir auch nicht seinen Dank sagen zu wollen.“

Sie sprach die Worte mit ihrer verzweifelten Entschiedenheit; sie sah mich herausfordernd an.

„Gisbertine, muß ich für Deinen Verstand fürchten?“ fragte ich sie.

„Wie Du willst, Onkel.“

„Du hast keine andere Erklärung?“

„Nein.“

„Alle Teufel“ — ja, Madame, ich fluchte — „es wird wahrhaftig keines Menschen Ehrenwort nöthig sein, um eine Närrin, eine herzlose Närrin, wie Du bist, zu meiden, wie man die Pest meidet. Wäre ich Dein Mann, ich flöhe vor Dir bis an das Ende der Welt. Ich gehe zu Gisbert. Wirßt Du mir ein Zettelchen geben, daß ich zu ihm gelassen werde?“

„Der Onkel Steinau wird es Dir schreiben.“

„Und dann habe ich noch eine Bitte, Gisbertine. Mit Gisbert ist sein Freund Mahlberg verhaftet —“

„Für ihn kann ich gar nichts thun“, schnitt sie mir jedes fernere Wort ab. „Ihn verfolgt nicht die Politik, sondern nur ein persönlicher Haß. Schilden! Er hat ihnen die Mittel für ihre Politik verschafft; dafür müssen sie ihm Wahlberg preisgeben. Fordere nicht das Unmögliche, Onkel.“

Dabei blieb sie. Ich mußte von Wahlberg Abstand nehmen.

Aber nur auf diesem Wege.

Ich erhielt das Billet vom General Steinau. Was darin stand, weiß ich nicht; es war versiegelt. Ich ging damit zur Stadtvogtei. Ich übergab es dem Criminalrath.

Als er es gelesen hatte, sagte er:

„Sie wünschen Ihren Herrn Neffen zu sprechen?“

„Ich bitte um eine Unterredung mit ihm.“

„Ah, Herr Domherr, dabei wird es Ihnen eine Freude machen, Ihrem Herrn Neffen seine Freiheit verkünden zu können. Der anfängliche Verdacht gegen ihn hat sich nicht bestätigt, ist im Gegentheile mehr und mehr geschwunden. Ich habe noch heute seine Acten genau durchgelesen und mich überzeugt, daß seine längere Haft nicht gerechtfertigt erscheint. Ich stand gerade im Begriff, ihn vorführen zu lassen, um ihm seine Entlassung bekannt zu machen. — Gefangenwärter, führen Sie den Herrn

Domherrn zu dem Gefangenen von Aschen; die beiden Herren können allein mit einander sprechen.“

„Ein gewandter Bursche!“ mußte ich bei mir denken. Der Gefangenwärter führte mich zu Gisbert und ließ uns allein.

„Gisbert, Du bist frei.“

„Was sagst Du, Dunkel?“

„Ich komme vom Criminalrath, um Dir zu sagen, daß er Dich noch heute entlassen wird.“

„Aber wie geht das zu, Dunkel?“

„Gisbertine ist Deine Befreierin.“

„Und sie ist nicht selbst hier?“

„Nein! Sie stellt Dir auch eine Bedingung.“

„Welche?“

„Du sollst Dein Ehrenwort geben, daß Du sie nicht wieder auffuchen, nicht weiter verfolgen, ihr nicht einmal danken willst.“

„Aber, Dunkel Florens, ich verstehe Dich nicht.“

„Meine Worte waren deutlich und sie waren die Worte Gisbertinens.“

„Ich gebe das Ehrenwort nicht, nie.“

„Um, frei würdest Du ohnehin; der Criminalrath kann nicht zurück, er war zu höflich gegen mich. Aber ich habe Gisbertinen mein Wort dafür verpfändet, daß Du Dein Ehrenwort geben würdest.“

„Onkel, wie konntest Du das?“

„Weil sie meinte, es sei zu Eurer beiderseitigen Ruhe nöthig, und weil ich meinte, Du würdest unter solchen Umständen bis an das Ende der Welt nicht nach ihr, aber vor ihr laufen.“

„Onkel Florens, ich bleibe in meinem Kerker.“

„Besser Gisbert, Du bist doch der größte Narr, den ich kenne.“

„Ich liebe Gisbertine, Onkel.“

„Und sie liebt Dich. Und darum sprechen wir ernsthaft. Liebtet Ihr Euch nicht, so würde ich Dir einfach sagen: laß sie laufen mit all ihrem Eigensinn, mit allen ihren Launen, schlage sie Dir aus den Gedanken. So aber geht das nicht. Und es kommt also darauf an, ihre Launen und ihren Eigensinn zu brechen. Das wird einmal geschehen, aber es muß, wie bei allen eigensinnigen Personen, aus ihr selbst herauskommen. Was Du dazu thust, ist von Uebel. Jedes Entgegenkommen von Deiner Seite macht sie verkehrter, halsstarriger, widerspenstiger. Ueberlaß sie ganz sich selbst; das wird am ersten sie wieder zu Dir führen.“

„Und wann wird das werden Onkel?“

„Wenn Du aus kindischem Troke gegen sie hier in der Haft bleiben wirst, in langer Zeit noch nicht.“

Er besann sich, gab sein Ehrenwort und wurde frei.

Und nun, Frau Mahler, kommen wir auf Ihren Mann zurück.

Der Criminalrath hatte eigentlich nur um seinetwillen Gisbert inquirirt.

Weiter hatte aber Gisbert in seiner Haft nichts über ihn erfahren. In der Freiheit bewegt man sich eben freier. Wir erfuhren jetzt mehr von ihm, aber auch, daß wenigstens vor der Hand nichts für ihn zu thun sei. Er saß sicher verwahrt, wie kein anderer Gefangener; die zuverlässigsten Wärter umgaben ihn. Nicht einmal eine Nachricht konnte zu ihm dringen. Er mußte um so mehr befreit werden. Er durfte nicht das Opfer der Untersuchung werden, der man ihn unterworfen hatte, weder durch eine Verurtheilung, die man so leicht gegen Unschuldige herbeiführen kann, noch auch nur durch einen endlosen Untersuchungsarrest. Aber wir mußten unsere Befreiungsversuche bis zu einer günstigen Gelegenheit aufschieben. Sie fand sich. Ich konnte nicht immer in Berlin sein. Gisbert blieb da. Er stellte fest, daß Mahlberg nach Köpenik gebracht sei. In dem Schlosse zu Köpenik war ein Hülfsgefängniß für die Demagogenuntersuchung eingerichtet. Aus der Hausvogtei wurden diejenigen Gefangenen hingebacht, deren der Criminalrath für einige Zeit nicht bedurfte. Mahlberg war auch dort im strengsten Gewahrsam; erst als er schon mehrere

Monate da war, erfuhr Gisbert von ihm. Und jetzt konnte an einen Befreiungsplan gedacht werden. Gisbert ermittelte in dem Köpeniker Schlosse einen Gefangenwärter, der in seiner Compagnie als Unteroffizier gedient hatte, Beermann heißt er. Er kannte den Mann als brav. Er gewann ihn für Mahlberg's Befreiung.

Zugleich für eine zweite.

Franz Horst, die lebenswürdige, muthige, arg- und sorglose Jugend selbst, auch er hatte dem Schicksale der Demagogenuntersuchung nicht entgehen können. Gisbert brachte in Erfahrung, daß auch Horst in nächster Zeit nach Köpenik werde geführt werden. Mahlberg und Horst sollten zusammen aus ihrer Haft befreit werden. Sie sollen es. Am nächsten Sonnabend, in der Nacht zwischen elf und zwölf Uhr. Alles ist vorbereitet. Nur Sie fehlen noch, Madame!"

„Ich, Herr Domherr?“ rief die Frau Mahler.

„Um, Madame, geschieden wollten Sie von Ihrem Manne nicht werden.“

„Es war nicht möglich.“

„Als Magd, als Sklavin konnten Sie auch nicht zu ihm zurückkehren!“

„Sie stellten es mir um meines Mannes willen als unmöglich vor.“

„Und ich hatte Recht. Und als ich es Ihnen gesagt

hatte, setzte ich hinzu, es werde einmal eine große Erhebung über Sie kommen; dann gelte es für Sie, Muth und Kraft zum Handeln zu haben. Madame, die Zeit zum Handeln ist jetzt da."

"Und" — erhob die Frau sich — „ich habe den Muth, Gott wird mir die Kraft geben."

"Das wolle er! So hören Sie noch einige Worte Sie reifen noch heute Abend von hier ab, über Hofgeismar. Dort nehmen Sie Extrapost. Die preußische Grenze berühren Sie erst wieder jenseits Leipzig; man achtet dann in Preußen um so weniger auf Sie. Von der Grenze an bestellen Sie auf jeder Station sofort die Extrapostpferde für Ihre Rückkehr. Einen Vorwand für Ihre Eile werden Sie schon finden. Auf der letzten Station vor Berlin fahren Sie rechts ab nach Köpenik hin. Eine Viertelstunde von der Spree lassen Sie den Wagen halten. Mit dem Glockenschlage elf in der Nacht zum Sonntag sind Sie an dem Spreeufer hinter dem Köpeniker Schlosse. Sie finden an dem Ufer einen Rachen angebunden. Sie fahren in ihm zum Schloßgarten. Sie werden dort nur wenige Minuten zu warten haben. Die Gefangenen werden zu Ihnen einsteigen. Ueber das Weitere habe ich Ihnen nichts zu sagen.

Noch ein Anderes aber. Ich kann Sie nicht begleiten; mich halten dringende Geschäfte zurück. Gisbert

hat gleichfalls keine Zeit; hätte er sie aber auch, das Werk der Befreiung Ihres Mannes muß von Ihnen allein ausgeführt werden, und ich denke, Sie werden keine Komödie darin finden.

Sie müssen indeß irgend eine Begleitung mit sich nehmen. Wen würden Sie wählen?"

„Bernhard“, sagte die Frau.

„Auch ich hatte an ihn gedacht. Er ist gewandt, anständig, muthig. — Und nun treffen Sie sofort Ihre Reiseanstalten. Hier ist das Reisegeld. Einen Reisewagen erhalten Sie von dem Postmeister in Hofgeismar; er ist schon bestellt. Gott geleite Sie.“

Eine Stunde später war die Frau Mahler mit Bernhard auf dem Wege nach Berlin, eigentlich nach Köpenik bei Berlin.

In Hofgeismar fand sie einen bequemen Wagen, in dem sie mit Extrapostpferden weiter fuhr. Sie reisten nach der Anweisung des Domherrn.

Der gewandte Bernhard war ihr mehr als Bedienter, er besorgte auf der Reise Alles für sie; sie hatte sich um nichts zu kümmern. Sie hätte es auch kaum vermocht. Das Herz war ihr voll Furcht und Angst.

Wird die Befreiung gelingen?

Und welche entsetzliche Angst knüpfte sich dann weiter an das Gelingen wie an das Nichtgelingen!

„Wird die Befreiung nicht eine noch weitere Kluft zwischen uns reißen? Wird er nur von mir befreit sein wollen? Wird er nicht vorziehen, in seinen Kerker zurückzukehren, wenn er mich erkennt?“

Sie erreichte die letzte Poststation vor Berlin, das Dorf Großbeeren. Die Postverbindung von da nach Köpenik ging nur über Berlin. Berlin mußte sie vermeiden.

Der Posthalter gab ihr seine Pferde als gewöhnliche Miethpferde, den Postillon als Kutscher.

Zu dem Postillon setzte sich Bernhard auf den Bock.

Weder die Frau Mahler noch der Bursche kannten die Gegend zwischen Großbeeren und Köpenik.

Der Bursche fragte den Postillon darüber aus.

„Nach Köpenik werden Sie heute wohl nicht mehr kommen“, sagte der Postillon.

„Es liegt uns am Ende nicht viel daran. Aber warum wäre es nicht möglich?“

„Wir kommen vor zehn Uhr in der Nacht nicht an. In so später Zeit wird kein Wagen mehr über den Strom gesetzt und eine Brücke ist nicht da.“

„Könnten wir diesseits des Stroms ein Unterkommen finden?“

„Eine halbe Stunde von Köpenik, im Bärenfruge.“

„Kann man da gut logiren?“

„Es übernachten oft Herrschaften da.“

„Fahren Sie uns vorläufig dahin. Wir können dann ja weiter sehen.“

Bernhard theilte der Frau Mahler mit, was er mit dem Postillon gesprochen hatte. Sie war einverstanden.“

Sie erreichten den Bärenfrug.

Die Frau war immer stiller geworden.

„Ich spiele Komödie mit ihm!“ Der Gedanke beschäftigte sie, wollte sie nicht verlassen. „Komödie mit meinem Mann! Um ihn wiederzugewinnen! Um sein und mein Glück zu begründen! Der Domherr sagte es ja. Er hatte kein Bedenken, er auf seinem Standpunkte nicht. Aber er sah mit dem Verstande. Ich sehe mit dem Herzen. Ich soll meinen Mann betrügen? Durch einen Betrug, durch neuen Verrath sein Herz wiedergewinnen, das ich durch den schwersten Verrath betrogen habe? Es ist nicht möglich! — Fänden wir den Herrn von Aschen hier! Er wird da sein. Er ist meines Mannes Freund. Der Domherr wird ihn gebeten haben, mir seinen Beistand zu leihen. Er muß das Weitere allein übernehmen. Ich ziehe mich zurück. Ich darf keinen Theil mehr daran haben. Mein Mann darf mich nicht sehen. Er darf mich nie wiedersehen.“

Mit dem Entschlusse stieg sie an dem Bärenkrüge aus.

Aber Gisbert von Alchen war nicht da.

Mußte sie nun doch ihrem Gatten entgegentreten? Nur sie konnte ihn befreien.

Zu dem Zwiespalt in ihrem Innern gesellte sich dann der Unmuth, von dem Freunde ihres Gatten verlassen zu sein. Daß der Domherr mit ihr die weite Reise hätte zurückmachen sollen, daran hatte sie freilich nicht gedacht. Daß aber Gisbert jetzt fehlte, daß man sie, die schwache Frau, das schwere gefährliche Wagniß der Befreiung allein unternehmen ließ, zu ihrem Beistande allein auf einen Diener angewiesen, das war ein Unrecht, eine Rücksichtslosigkeit, die auf einmal sie doppelt kränkte, mit Bitterkeit erfüllte.

Das war in ihrer Lage natürlich und allerdings am Ende gut. Es weckte den Widerspruch, einen gewissen Trost in ihr.

„Ich werde meine Pflicht allein erfüllen. Ja, ich, das schwache Weib, auf das allein sie sie gewälzt haben.“

Ein anderer Gedanke kam ihr dann wohl.

„Es gehört noch zu der Komödie, die ich mit meinem Manne spielen soll. Darum darf auch der junge Freiherr nicht da sein. Aber er hätte mir seine Nähe kundgeben

können. Und wenn nun eine Hülfe nöthig wird, die ich nicht leisten, die auch Bernhard nicht bringen kann? „Indeß mein Mann muß gerettet werden! Ich werde ihn retten.“

Sie überlegte mit Bernhard, was weiter zu thun sei.

Der gewandte Bursche hatte sich durch den Postillon über den Weg vom Bärenfruge bis zur Spree bei Köpenik unterrichten lassen.

Der Weg gehe durch flaches, ödes Haideland; eine Viertelstunde lang komme man noch durch einzelnes Fichtengebüsch, dann sei kein Baum und kein Strauch mehr zu sehen.

„Wir fahren noch die Viertelstunde weit“, entschied sich die Frau. „Wir lassen dann den Wagen zwischen den Fichten halten und gehen zu Fuße weiter. So kann der Postillon nicht ahnen, wohin wir wollen, und der Rückweg zum Wagen wird später nicht zu beschwerlich.“

„Die Madame“, sagte Bernhard zu dem Postillon, „muß heute Abend noch weiter. Können wir nicht über den Strom, so kommt ihr Jemand entgegen, den sie nothwendig sprechen muß.“

Der Postillon fütterte seine Pferde, spannte wieder an. Sie fuhren weiter.

Es war um halb elf Uhr in der Nacht. Die Haide war unbewohnt, die Nacht dunkel, der Himmel

mit schwarzen Wolken bedeckt, aus denen es regnete; manchmal erhob sich der Wind, den Regen vor sich her-treibend.

Für das Unternehmen der Frau hätte das Alles nicht günstiger sein können.

Um so größer war ihr Schreck, als sie das Ende der Fichten erreicht hatten.

Eine dunkle Gestalt stand dort am Wege, unbeweglich; sie erwartete den Wagen.

„Ich habe den Teufel an die Wand gemalt“, sagte sich Bernhard.

Aber der Bursche faßte sich.

„Halten Sie, Kutscher!“ sprang er aus dem Wagen.

Er ging entschlossen auf die dunkle Gestalt zu.

Ein Mann trat ihm entgegen.

„Sind wir hier auf dem rechten Wege nach der Köpeniker Fähr?“ fragte ihn der Bursche.

„Wer sitzt in dem Wagen?“ erwiderte der Mensch.

„Oho, sind Sie Gensdarm?“

„Nein, aber ich kenne den Herrn Domherrn von Achen.“

„Und was will der Herr Domherr von der Herrschaft im Wagen?“

„Wenn es die Frau Mahler ist, so habe ich eine Bestellung an sie.“

„So, so, warten Sie hier einen Augenblick.“

Der Bursche kehrte zum Wagen zurück.

„Wollen Sie aussteigen, Madame. Der Mann, den Sie erwarten, ist da.“

Er sprach es laut, damit der Postillon es höre.

Die Frau stieg aus und ging mit dem Burschen zu dem Fremden.

„Sie suchen die Frau Mahler?“ fragte sie ihn.

„Ja, Madame, und ich zweifle nicht, daß Madame es sind.“

„Was wollen Sie von mir?“

„Ich bin der Kammerdiener des Freiherrn Gisbert von Mchen. Der Herr Baron wollte persönlich hier erscheinen. Er mußte heute Morgen plötzlich verreisen in einer sehr dringenden Angelegenheit. Er bittet, Madame wolle ihn entschuldigen. Ich soll mich vollständig zu Ihren Befehlen stellen. Der Herr Baron hat mir keine schriftliche Legitimation mitgegeben. In dieser Dunkelheit würde Madame sie nicht lesen können.“

„Sie sollen mich führen?“ fragte die Frau Mahler.

„Zu dem Mchen, der am Ufer wartet.“

Die Frau hatte keinen Grund, dem Manne nicht zu vertrauen.

„Gehen wir“, sagte sie.

Bernhard sprang zu dem Postillon zurück.

„Warten Sie hier. Wir sind in einer Viertelstunde wieder da.“

Die Frau Mahler, der Kammerdiener Gisbert's und Bernhard gingen weiter in die Haide und Finsterniß hinein.

Sie hatten schon nach zehn Minuten das Ufer der Spree erreicht.

Niemand war ihnen begegnet.

Der Fluß lag still vor ihnen. Das träge Wasser der Spree rauscht nicht. Sein Plätschern verhallte in dem Regen.

Auch jenseits des Wassers war Alles still.

Die Finsterniß der Nacht ließ auch für das Auge nichts erkennen. Das Schloß und die Bäume des Parks mußten sich an dem andern Ufer erheben; an den dunklen Wolken zeichnete sich nichts ab.

Der Bediente hatte seine beiden Begleiter in gerader Linie zu einem Rachen geführt. Sie fanden ihn angebunden. Sie stiegen alle drei ein. Er war mit zwei Paar Rudern versehen. Der Diener löste ihn.

„Wir müssen warten, bis es elf schlägt“, sagte der Bediente.

Wenige Minuten später schlug eine Uhr jenseits des Flusses elf.

Es war die Thurmuhre des Köpeniker Schlosses.

„Jetzt“, sagte der Bediente.

Er setzte sich an das eine Ruderpaar, Bernhard an das andere. Sie ruderten den Nachen in den Fluß hinein. Sie waren nach fünf Minuten an dem andern Ufer. In einer kleinen Bucht legten sie den Nachen an.

Der Bediente stieg an das Land, um sich zu überzeugen, ob sie an der rechten Stelle seien. Er kam zurück mit der Nachricht, daß es so sei.

„Setzen wir uns wieder an die Ruder“, sagte er zu Bernhard. „Es werden drei kommen. In dem Moment, da der letzte im Fahrzeuge ist, müssen die Ruder wieder arbeiten. Sind wir in fünf Minuten herübergekommen, müssen wir in dreien zurück.“

Dann warteten sie.

Es blieb dunkel und still rund um sie her. Kein Licht, kein Geräusch war auf dem Wasser, an den beiden Ufern, in weiterer Ferne.

Die Frau Mahler saß auf einer Bank in der Mitte des kleinen Rahns. Ihr Ohr mochte die Stille durchdringen, ihr Auge das Dunkel durchbohren wollen. Sie strengte die Sinne vergebens an. Das Schlagen ihres Herzens hörte sie vielleicht. Den Regen, der auf sie niederfiel, den der Wind auf dem Wasser ihr in das Gesicht trieb, fühlte sie nicht.

„Was wird er sagen, wenn er mich sieht, wenn er

mich erkennt? Mein Gott, mein Gott, wenn er zurückwollte, wenn er sich lieber in den Strom stürzte, als mir seine Freiheit verdanken zu müssen? Und wenn er mich nicht erkennen will? Wenn er sich dorthin setzte, von mir ab, am andern Ufer seinen Weg allein fortsetzte! — Warum ging ich mit? Warum ließ ich nicht den Bedienten mit Bernhard allein den Rachen besteigen? Er sollte ein bekanntes Gesicht sehen, ein Herz finden, das ihm gehörte.“

Was war das? Eilige Schritte?

Eilige Schritte nahen dem Ufer.

Ein Kämpfen, ein Ringen, ein Rufen wurde laut.

„Lassen Sie mich, retten Sie sich“, rief eine Stimme.

Die Frau sprang auf.

„Herr des Himmels, war das seine Stimme?“

Schüsse fielen.

„Rette Dich, rette Dich!“ rief eine andere Stimme.

„Laß mich, rette nur Dich.“

„Ich sterbe mit Dir, Franz!“

„Das!“ rief die Frau. „Das war er!“

Und er kam nicht näher. Und er war so nahe bei ihr. Er wollte den Freund nicht verlassen.

Todesangst ergriff sie.

Sie war aus dem Rahne gesprungen. Sie eilte zu den Beiden. Sie hatte die Hand ihres Gatten ergriffen.

Sie zog ihn mit sich fort. Er wollte ihr widerstreben.
Er folgte ihr wie ein Betäubter.

Sie war mit ihm im Rachen.

Der Rachen schoß unter fast wilden Ruderschlägen
der Mitte des Flusses zu.

„Gisbert, ich habe Franz Horst gemordet!“ rief
Mahlberg.

Er hatte ihre Hand ergriffen.

„Der Freund steht in Gottes Hand!“ sagte tröstend
die Frau.

Er stieß ihre Hand zurück, er taumelte von ihr.

Am Ufer erhob sich wildes Geschrei der Verfolgenden,
wieder fielen Schüsse.

Mahlberg hörte sie nicht.

Nuch die Frau nicht.

„Setzen Sie sich nieder, die Kugeln treffen Sie sonst!“
rief ihnen der Bediente zu.

„Setze Dich! Setze Dich!“ beschwor da die Frau den
Gatten.

Er hörte sie nicht.

Neue Schüsse fielen am Ufer.

Die Frau sprang empor und stellte sich vor den
Gatten.

Es wurde wieder geschossen.

„Setze Dich!“ wollte sie noch einmal rufen.

Die Stimme erstarb ihr.

Sie schwankte.

„Ah!“ rief sie.

Er fing sie auf.

Als er sie anfaßte, fühlte er ihr warmes Blut.

„Agathe, Agathe! Du stirbst!“

„Für Dich, mein Hermann!“

Ende des dritten Bandes.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.